

assez cultivé et assez préoccupé de problèmes théologiques pour composer ou du moins faire graver cet hymne en l'honneur de l'Eglise: on pense alors tout naturellement au séjour de saint Athanase, lors de son premier exil (335-337); notre Eustorgios, auteur de la dédicace, pourrait être alors un clerc de son entourage? Mais c'est là s'engager sur la voie dangereuse de l'hypothèse invérifiable: n'imitons pas l'exemple fâcheux de R. Herzog!

Paris.

Henri Irénée Marrou.

Adolf Herrnbrod, Der Husterknupp. Eine niederrheinische Burganlage des frühen Mittelalters. Mit Beiträgen von Adelhart Zippelius, Wolf Herre und Gertraud Siewing. Beihefte der Bonner Jahrbücher Band 6. Böhlau Verlag Köln, Graz 1958. XII u. 220 S., 78 Abb., 43 Taf., 10 Faltblätter.

Im Gegensatz zu der eigentlichen Vorgeschichte steht die Frühgeschichte, insbesondere die frühgeschichtliche Burgenforschung immer noch in den Anfängen. Zwar liegt eine größere Reihe von archäologischen Beobachtungen in Burgwällen und in aus Stein errichteten Burgen vor, aber es fehlte bisher die Möglichkeit, den vollständigen Entwicklungsgang einer Anlage zu erkennen. Dieser Mangel wird durch das vorliegende Werk „Der Husterknupp“, wenigstens für die Landschaft am Niederrhein, behoben. Wenn auch – bedingt durch die Schnelligkeit des Braunkohlenabbaues – einige Fragen nicht völlig geklärt worden sind, so genügen die vorliegenden Beobachtungen durchaus, die Entwicklung einer Befestigungsanlage vom 9. Jahrhundert bis zum 14. Jahrhundert klarzulegen. Nimmt man den von K. Böhner und dem Verf. vermuteten Zusammenhang mit dem Adelsgrab aus der Zeit um 600 von der Nähe der nur 0,7 km vom Husterknupp entfernten Kirche von Morken als wahrscheinlich an, so kann hier der Werdegang eines Adelsgeschlechtes vom 7. bis zum 14. Jahrhundert verfolgt werden, soweit es auf Grund der Bodenfunde und mit archäologischen Mitteln überhaupt möglich ist.

Der bisher als Motte oder Burghügel unter der Bezeichnung Husterknupp bekannte Hügel liegt in der Erftniederung zwischen Köln, Düsseldorf und Mönchengladbach.

Nach einleitenden Worten zur Lage des Husterknupps und seiner volkstümlichen und historischen Überlieferung wird der Verlauf der durch den Braunkohlenabbau bedingten Untersuchungen geschildert. Dann wird ausführlich der Befund während der Grabungen der Jahre 1949 bis 1951 beschrieben.

Den Untergrund der Anlage bildet das mit einer Sumpf- oder Grabenvegetation bestandene Überschwemmungsgebiet der Erfttaue. Die alte Oberfläche wurde zunächst mit einer Reisigmatte bedeckt. Auf diese kam dann eine Packlage mit dazwischengeschalteten Reisigschichten. Die darauf errichtete Flachsiedlung besaß rechteckige Form mit abgerundeten Ecken. Auf einer Seite wurde sie von einem alten Erftarm geschützt. Die übrigen Seiten waren mit einem schmalen Graben und einer dahinterliegenden Palisade, wahrscheinlich auch mit einem Wall, befestigt. Mindestens fünf in Stabbauweise errichtete Holzhäuser umgaben einen freien Hofraum mit einer Abfallgrube in der Mitte. Eines der Häuser besaß besondere Größe und ist als Herrenhaus aufzufassen. Eine Holzbrücke führte über den Graben.

Herrnbrod deutet mit Recht diese älteste Siedlung als verteidigungsbereiten, wehrhaften Hof, dessen wirtschaftliche Grundlage in der Landwirtschaft lag. Seine Entstehung muß auf Grund der Bodenfunde in den letzten Jahrzehnten des 9. Jahr-

hundreds erfolgt sein. Veranlassung hierzu boten die zahlreichen Vorstöße der Normannen in das Rheinland. Die Art der Innenbesiedlung der Anlage mit den Häusern um den freien Innenplatz wird von Herrnbrodt mit derjenigen des Typus Stöttinghausen verglichen, den ja auch F. Tischler als einen in einen Wall hineingestellten Gutshof aufgefaßt hat. M. E. müßte aber auch die annähernd quadratische Gesamtform des Husterknupp mit der auf „fränkischen“ und ursprünglich spätrömischen Einfluß zurückgeführten Rechteckform karolingischer Anlagen verglichen werden.

In der zweiten Bauphase, deren Beginn – wiederum auf Grund der Bodenfunde – in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu setzen ist, ändern sich die Baugedanken vollkommen. Aus dem geschlossenen, einteiligen Hof entsteht durch Vergrößerung der Anlage und durch die Trennung zwischen dem Wohnsitz des Burgherrn als Hauptburg und dem Wirtschaftshof als Vorburg eine zweiteilige Anlage. Gleichzeitig wird der größte Teil der Hauptburg, die zugleich das Refugium des Burgherrn war, um 1 m erhöht. So bestand hier die Möglichkeit, einen künstlich errichteten Burghügel nach Alter, Aufbau und Funktion zu untersuchen.

Ein Teil der Häuser der Flachsiedlung wird aufgegeben und über ihnen der Hügel (die Kernmotte) errichtet. Dieser besaß wahrscheinlich zwei Kuppen. Auf einer Kuppe konnte ein Haus untersucht werden, während das auf der zweiten anzunehmende Gebäude wegen des schnellen Abbaues an dieser Stelle nicht klar erkannt werden konnte. Das Haupthaus der ersten Anlage blieb am Rande der Hauptburg bestehen. An die Hauptburg schloß sich mit einer breiten Erdbrücke die Vorburg mit den Gebäuden für die Bediensteten, das Vieh und das Gerät an. Der Grundriß der Anlage war annähernd rechteckig.

Etwa zu Beginn des 11. Jahrhunderts wurde die Kernmotte ebenfalls mit Erde überschüttet, so daß hieraus eine „Hochmotte“ von insgesamt 6,4 m Höhe und 54 m Durchmesser entstand. Ihre Form ist kegelförmig. Die oben ebene Wohnfläche besitzt nur 15 m im Durchmesser. Es gelang nicht, das darauf errichtete Gebäude eindeutig festzustellen, jedoch kann der Verf. aus neuen Grabungen in der weiteren Umgebung und Vergleichen mit dem Teppich von Bayeux und englischen Ausgrabungen die Bebauung mit einem turmartigen Bauwerk und kleinen Nebengebäuden erschließen.

Die wirtschaftlichen Grundlagen blieben sowohl in der Zeit der Kernmotte als auch in der der Hochmotte die gleichen wie bei der Flachsiedlung. Die Motte war ein zur Burg ausgebauter Herrnsitz auf bäuerlicher Grundlage.

Nachträgliches Anbringen von Verbesserungen der Befestigungen, ein Umbau der Palisade (Periode III B) zur Holzerdemauer (III C) und Verstärkung der Holzerdemauer durch gemauerte Stützen (III D), lassen die Zeit der Hochmotte, die bis zu ihrer Zerstörung zwischen 1192 und 1244 bestand, noch untergliedern.

Nach der Zerstörung der Bauten der Hochmotte wurden diese nicht wieder erneuert, sondern unmittelbar nördlich von ihr wurde eine neue Burg mit Fundamenten aus Feldbrandziegeln errichtet. Das Gebäude der Hochmotte und der Vorburg wird nur noch als „suburbanum“ genutzt. Hier ließen sich Ziegelstein- und Tuffsteinbauten, darunter eine Kapelle, nachweisen. Mit der Auflassung der neuen Burg im Laufe des 14. Jahrhunderts wurde der Husterknupp endgültig wüst.

Der hervorragende Erhaltungszustand der Holzbauten ermöglichte die Erkenntnis zahlreicher bautechnischer Einzelheiten. So konnte A. Zippelius in einem 78 Seiten umfassenden Beitrag die Konstruktion der Stabbauten bis ins einzelne beschreiben und erschließen. Darüber hinaus hat er zahlreiche weitere Hinweise auf Stabbauten zusammengestellt und somit unser Wissen von der Bedeutung und Verbreitung dieser Technik wesentlich erweitert. Galten diese Stabbauten bisher in der Frühgeschichte

als vorwiegend nordgermanisch, so kann Zippelius zeigen, daß diese Bauweise in ganz Mitteleuropa, in großen Teilen Nordfrankreichs und der britischen Inseln im Mittelalter verwendet worden ist und z. T. jetzt noch vorkommt. Auf den letzten Seiten seines Beitrags gibt Zippelius eine Übersicht über Bedeutung, Entstehung und Ausbreitung des Stabbaues, die wohl für die nächste Zeit die beste ihrer Art sein wird. Mit Nachdruck warnt der Verf. davor, den frühmittelalterlichen Stabbau nochmals mit einem ethnischen Akzent zu belasten.

Die Tierreste der Grabung sind von W. Herre und G. Siewing in einem weiteren Beitrag behandelt worden.

So gibt das Werk eine Entwicklungsgeschichte zwar nur einer frühmittelalterlichen Burgstelle; aber diese kann – natürlich nur im großen gesehen – als Beispiel für zahlreiche Burgen dieser Landschaft gelten. Auch die Burgenforschung im übrigen Europa wird großen Gewinn daraus ziehen. Liegen an dieser Stelle die Termine für den Beginn der Befestigung und die Errichtung der Motten fest, so wird ein Vergleich mit den zu erarbeitenden Daten der übrigen Länder den Entwicklungsgang und die Verbreitungsrichtung der Motten in Europa ergeben.

Besondere Bedeutung hat das Buch m. E. für die Nachbarwissenschaften. Dem eigentlichen Frühgeschichtsforscher mag der jetzt hier bewiesene Entwicklungsgang in etwa ähnlicher Weise bereits vorgeschwebt haben. Die ausführliche Art der Darstellung des Grabungsbefundes und der Bodenfunde ermöglicht jetzt jedermann einen Einblick in die Methode und die Möglichkeiten einer archäologischen Frühgeschichtsforschung.

Berlin.

Paul Grimm.

Hans Drescher, Der Überfangguß. Ein Beitrag zur vorgeschichtlichen Metalltechnik. Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums, Mainz 1958. 192 S., 43 Taf., 1 Tabelle.

Nur wenige deutsche Prähistoriker haben sich mit der vorgeschichtlichen Metalltechnik beschäftigt, und auch diese, wie Alfred Götze, Otto Olshausen, Hugo Mötefindt und Hubert Schmidt, haben nur Einzelheiten ihrer Beobachtungen veröffentlicht. Eine umfassende „Metalltechnik“ hat lediglich die schwedische Forschung in dem Buch von A. Oldeberg (1943) aufzuweisen. Es ist daher auf das lebhafteste zu begrüßen, daß der Verf. des vorliegenden Buches, Hans Drescher, technischer Assistent am Helms-Museum in Hamburg-Harburg, sich seit Jahren eindringlich mit metalltechnischen Problemen beschäftigt und über die Ergebnisse seiner Studien und praktischen Versuche bereits in mehreren Abhandlungen berichtet hat. In seinem neuen Buch behandelt der Verf. den sog. Überfangguß, ein besonderes Verfahren der Gußanwendung, das in viel größerem Umfang als bisher angenommen im Altertum üblich war. Verstanden wird darunter eine Gußverbindung, bei der ein schon vorher hergestellter Metallgegenstand durch Anguß eines zweiten umklammert („überfangen“) wird. Hierher gehört auch der sog. Ringverband (z. B. das um einen zerbrochenen Stab herumgegossene Metall) und der Nachguß, d. h. die Ergänzung von Teilen des Werkstücks, die beim ersten Guß nicht ganz gelungen sind. Die Entwicklung und Anwendung des Überfanggusses wird vom Verf. in zahlreichen Fällen aus einer Zeitspanne nachgewiesen, die von der frühen Bronzezeit bis zur Römischen Kaiserzeit reicht. Es zeigte sich, daß dieses Verfahren nicht nur auf die Bronzezeit beschränkt gewesen ist; vielmehr war es über Jahrtausende neben der Nietung das wich-